



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Windthorst, Margarete: Wilhelm Driewer, der Kinderfreund : die
Geschichte einer Tierschaunacht : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Wilhelm Driewer, der Kinderfreund

Die Geschichte einer Tierschaunacht

Von Margarete Windthorst

(Schluß)

Wilhelm Driewer stand an dem Wege, der zur Wiese abführte, als sich unversehens eine Hand unter seinen Arm schob und ein Gesicht sich dicht an seines drängte.

„Wilm!“

Er fuhr herum. Er hatte an Rika nicht mehr gedacht, aber nun war sie dicht genug bei ihm, daß sie ihm genugsam einfiel und ihm schwer und lästig am Arm hing mißsamt ihrer Mission. Ein unangenehmes Gefühl stieg in ihn auf. Er mochte sich seiner Frau nicht unwertig machen vor diesem Mädchen, und wieder wollte er zeigen, daß die Frau und dieses Mädchen keine Macht über ihn hatten, wenn er auf seinem Wege frei sein wollte.

„Nun gerade,“ sagte er so laut, daß es schien, er müsse hinter dem Lauten seine Unsicherheit verstecken und suchte seinen Arm aus Rikas Hand frei zu bekommen.

„Wilm!“ nannte Rika ihn noch einmal, ohne ihn zu lassen.

Da fiel ihm ihre Stimme auf, ihr naher, heißer Atem an seiner Backe, und als er sie ansah, erkannte er ihr wildes, junges Gesicht, wie er es auch zwei Jahre früher mit einem einzigen Blick erkannt hatte. Er schlang mit einem unsachten Griff, der nach nichts mehr fragte, den Arm um sie, und sie duckte sich ganz an seine Gestalt, verbarg ihr Gesicht an ihm und lachte so dicht bei ihm, daß er die Wärme ihres Atems durch seinen Rock auf der Brust fühlte, und daß das glückliche Lachen ihn ganz durchdrang, bis ins Innere, wo sein eigenes wohnte und sich aufreizen ließ. So lachten sie zusammen, sie lachten über Martha Driewer und ihren freundlichen, unbefangenen Sinn, sie lachten über sich selbst, daß sie sich sozusagen nicht hatten finden wollen, über alles, was sie trennte, lachten sie, über die Welt und ihr Gaukelspiel, er nannte sie die Geiß, die den Kahlkopf bewachen sollte, indessen sie ihn auffraß, und wie sie lachten, lachten sie endlich wie frohe Kinder über nichts.

Die Lampen waren fern und die weißen verschleierte Sterne gaben kein Licht, sie standen wie eine Person in der Dunkelheit, und Rika wunderte sich, daß es nicht hell um sie wurde bei ihrer ungehaltenen brennenden Liebe.

Rika machte sich eine neue Weltordnung in dieser Stunde. Danach gab es keine Pflicht und keinen Stolz, und, was sie tat, war groß und frei und einzig.

O du glückliche, sternenblasse Nacht, in der es hell um sie war, während es in weiter Welt vielleicht Menschen gab, die, auf den Knien liegend, ein einziges Licht von Gott erbat.

Wenn sie sich nicht besonders küßten, so geschah es, weil sie sich lachend sagten, es solle alles wie vor zwei Jahren sein, wo sie mit klopfendem Herzen und Hand in Hand heimgegangen, bis zur Haustür Nikas, wo sie ihn um zwei Uhr in der Nacht als Gast eingeladen habe. Sie war heute noch freier als damals, weil sie das Haus allein inne hatte, damals lebten die Alten noch, und der Vater hatte am Morgen nach jener Tierschau die Raze vom Milchnapf gejagt, weil sie in der Nacht ihre Pflicht nicht getan hatte, wie er sagte, indem sie die Mäuse auf der Heudiele förmlich habe tanzen lassen.

Sie gingen den dunklen Tannenweg nach Hause, der von Heimkehrenden bewandert war, so daß sie nur selten ihre Hände ergreifen und stumme Sprache halten konnten. Als sie an der Stadt vorbeingingen, schlug es ein Viertel vor zwei vom Turme. Hinter der Stadt hatten sie keinen Wegesellen mehr. Der Kirchhof wollte sie noch an das Ende aller Freuden gemahnen, aber sie nahmen das nicht ernst. Es lag viel Duft über den Roggenfeldern, der machte die Luft so leicht, daß die beiden meinen mochten, der steigende Weg habe plötzlich Gefälle, so frei schritten sie dahin. Nun waren sie in den Bergen. Vom höchsten Wegepunkt hatten sie einen Blick über ihre Ortschaft im Tale; Nikas Haus lag unten so nah, daß man es mit einem Stein von hier aus treffen konnte. Wenn es in der Stadt zwei Uhr schlug, würden sie vor der Tür sein. Es gab einen Nichtweg seitlich durch das Strauchwerk hinunter.

Da, ehe sie hinunterstiegen, besann sich Rika und warf einen Blick über die Ortschaft. Ihre Hand zuckte in der Wilhelm Driewers.

„Es brennt ein Licht in eurem Hofe,“ sagte sie laut. Ihr Gesicht veränderte sich und wurde farb- und glanzlos wie die Sterne, aber die Dunkelheit zeigte das nicht.

Wilhelm Driewer sah nach seinem Hof hinunter. Er zweifelte einen Augenblick an dem Licht, dann fiel ihm die Erklärung ein.

„Die Frau hielt sich Knecht und Magd daheim, weil sie glaubte, die Sau werfe Ferkel heute Nacht. Weiter ist es nichts.“

„Wenn es doch um was anderes ginge?“ wendete Rika ein. Das Licht hatte ihr den Kopf klargemacht. „Martha, Martha!“ rief es in ihr. Seine Hand, die sie zog, lag jetzt wie eine Fessel um ihr Handgelenk.

„Es ist nichts anderes,“ redete Wilhelm Driewer leicht.

Sie wollte sich nicht ziehen lassen. „Wilhelm!“ sagte sie.

Es kam ihm wie ein Notschrei vor. „Was glaubst du denn, was es ist?“ fragte er ungeduldig.

„Nichts,“ antwortete sie endlich, und als sie ihm den Richtweg hinunter folgen wollte, war es, als müsse sie, indem sie die Füße hochhob, Wurzeln aus der Erde ziehen, so hatte sie wie ein Baum still dagestanden.

Sie hatte ihn mit ihrem gänzlichen Zurückbesinnen auf sich selbst ein wenig aus dem Taumel gebracht, aber sie sagte sich, er müsse so wach werden wie sie, doch sie brachte das Wort nicht heraus, das ihm heimgeluchtet hätte, wie ihr das Licht aus Marthas Kindesstammer heimgeluchtet hatte.

Sie überhörte das Schlagen der Turmuhr hinter den Bergen, als sie ihr Haus aufschloß und Wilhelm Driewer mit sich kommen ließ. Ihre Ohren waren wie taub, ihre Glieder wie gelähmt. Endlich sagte sie: „Bleib hier, daß ich erst Licht mache, der Heuwagen steht auf der Deele, der noch nicht abgestochen ist.“

Sie trug das Stalllicht in gehobener Hand heran. Wilhelm packte sich ein paar Arme voll Heu vom Wagen auf die Deele in eine leere Ecke ab, wo es wie Bettheu lag, und er warf sich hinein, sagte mit wachen Augen, er sei müde vom Fest, und ob sie nicht auch müde sei und die Augen mit ihm zutun wolle.

„Gleich,“ antwortete sie. Sie mußte ihn noch einmal ansehen, um zu fühlen, wie lieb sie ihn hatte. Aber auf der Berghöhe eben war über ihrer Liebe ein Licht aufgegangen, welches ihr zeigte, welchen Weg sie zu gehen hatte.

Wilhelm Driewer wurde unruhig in seinem Heu, sprang auf und wollte das Mädchen zu sich herabziehen. „Wenn du dich jetzt zierig machst, bin ich stärker als du!“ drohte er wild.

Sie besänftigte ihn, indem sie, die Hand auf seine Schulter legend, ihn von sich abhielt. „Ich sage dir mein Wort, daß ich gleich wieder da bin, wenn du mich jetzt für einen Augenblick auf die Stube gehen läßt.“ bat sie ihn. Da ließ er sie los.

Sie ging, zögerte noch einmal in der Tür nach ihm zurück und trat hinein. Eine Stimme tönte aus der Kammer zu Wilhelm Driewer herüber, nicht Nikas Stimme, sie war nur ein Laut, der nach einem Wort verlangte und doch noch keines zu geben wußte. Danu kam Rika heraus und trug ihr Kind auf dem Arm. Sie setzte sich auf die Deichsel des Heuwagens Wilhelm Driewer gegenüber, legte den Knaben an ihre Brust und sagte: „Er hat am Abend meiner entbehren müssen, und nun muß er vorab zu seinem Recht kommen.“

Wilhelm Driewer widersprach dem nicht. Er hörte zu, wie Rika von ihrem Kinde erzählte, von seinem Heranwachsen und Gedeihen, von seinen Einfällen und allem Glück.

„Bringst du es gleich wieder weg?“ fragte er, scheu nach dem kleinen lieben Wesen blickend.

„Gleich,“ versprach sie.

Er legte, während sie sprach, seine Hand um ihren Fuß, den er von seinem niedrigen Platz aus ergreifen konnte, aber als sie seine Nähe durchfuhr, ließ das Kind erschrocken von ihr ab, und Wilhelm wagte sie nicht mehr anzurühren. Sie behielt es noch auf dem Arm, als es längst zufrieden war, machte es kregel und zeigte Wilhelm das Gesicht des Kindes, das dem seinen ähnlich war.

„Ich dachte, du wolltest mich leichtsinnig machen, und nun läßt du mich fühlen, wieviel Schuld ich gegen dich habe, und machst mich schwer,“ sagte er.

Das wollte Rifa nicht wahr haben. Sie sprachen sich dann zum ersten Male in ruhiger und offener Weise um ihre Liebchaft und deren Folgen aus. „Rifa,“ sagte Wilhelm Driewer, indem ihm die Augen feucht wurden, „du bist mein Schatz gewesen mehr als die Martha, vor dem Herrgott und dir kann ich es nicht ablägen. Wäre ich zu Hause der Anerbe gewesen, so wärest du als Bäuerin auf dem Hofe eingezogen. Aber ich war es nicht und habe doch als großer Bauer angesehen werden wollen. Da nahm ich es nicht schwer, daß ich an dir handelte wie ein gemeiner Knecht an einer ehrlichen Magd.“

Rifa hörte ihm ruhig zu, um ihn dann zu verbessern. „Ich hätte dich um deine Schuld vor keinem Gericht verklagen können. Du hattest mir nichts versprochen, darum bleibst du mir nichts Eigenliches schuldig. Vergiß das nicht.“

Er antwortete: „Wir wollen uns nichts vormachen, Rifa. Beim Gericht gehen sie nicht soweit. Aber wir haben noch ein anderes Gericht in uns, das ist das Gewissen.“

„Rede nicht,“ lehnte Rifa ab. „Es ist alles längst gut gemacht, nicht durch dich, aber durch Martha. Sie gibt mir alle Ehre wieder, die ich um dich aufgab. Sie tut es unbewußt in deinem Namen, das ist das Wunderbare, das Schöne dabei.“

Wilhelm Driewer sagte weiter: „Ich bot dir damals an, ich wolle mich offen zu dir und dem Kinde bekennen. Du hättest das annehmen sollen.“

Da lächelte sie. „Warum fragtest du? Du kanntest mich und wußtest, daß ich es abwies. Hättest du es ehrlich tun wollen, so hättest du statt zu fragen handeln müssen.“

Wilhelm Driewer bekam einen roten Kopf, weil das Mädchen ihm zeigte, daß er kein großer Mann war, wenn es in heißen Dingen von ihm gefordert wurde. Es war aber nicht ihre Absicht, ihm in dieser Weise heimzuleuchten, sie wußte, daß von denen, die zuviel geliebt wurden, nicht viel wiederzufordern war, darum erklärte sie ihm die Zwecklosigkeit seines damaligen Angebotes.

„Die Lüge, die ich mir um des Kindes Vater ausdachte, gab weniger unter den Leuten zu reden, und weil es leicht ist, Martha zu belügen, war es besser so.“

Wilhelm Driewer sagte: „Dann hättest du die Auszahlung für das Kind annehmen sollen, die ich dir anbot, ich konnte sie geben und hätte es gern getan, schon um das Kind.“

Rifa stiegen die Tränen in die Augen. „Du hattest mich niedrig genug gemacht, dadurch, daß du dir von mir sagen ließeest, wie gern ich dich hatte, um mich dann abzuladen. Niedriger konnte ich mich nicht machen lassen, und wäre ich so arm gewesen, daß ich mit meinem Kind zusammen verhungert wäre.“

Sie hob ein wenig den dunkeln, hübschen Kopf, und Wilhelm Driewer, der ihr doch eigentlich vorwerfen konnte, daß sie sich an ihn weggeworfen habe, mußte schon zu ihr aufsehen, weil sie mehr Stolz zeigte, als es von einem Mädchen ihres Standes zu erwarten war.

„Du solltest es jetzt als ein Patengeschenk vor Marthas Augen annehmen,“ sagte Wilhelm Driewer, dem es am Herzen lag, gutzumachen, soviel er konnte.

Es sei ihr nicht recht, daß er an dem Kinde teil haben solle, antwortete sie abweisend. Wer um sie freie, der freie zugleich um das Kind. „Zudem — was soll Heinrich Leiting? Wenn du willst, daß ich das Kind gleich fort bringe, dann ist es um einen Vater für es geschehen.“

„Du bist gescheit, Rifa,“ sagte Wilhelm Driewer, dem es einfiel, warum Rifa den Knaben geholt hatte. Er erhob sich. Er stand ihr einen Augenblick in der Weise gegenüber, wie Rifa oben auf der Berghöhe gestanden und in das Licht gesehen hatte. Er sah auf das Kind wie auf ein Licht. Und wie er zögernd stand, zuckte es ihm im Arm, und er streckte ihn aus, um sich das Kind geben zu lassen. Aber es hangte vor ihm zurück, und Rifa mußte es befänstigen.

„Es kennt keine Mannsleute,“ lachte sie, und fügte wehmütig hinzu: „Und kennt keinen Vater.“

Wilhelm Driewer zähmte das Kind mit seinen guten, geschickten Händen, mit seinem kinderlieben Herzen. Rifa freute sich an dem Bilde, wie er das Kind nahm und mit ihm vertraut wurde. Sie fragte ihn, wie das zginge, daß er sich zum Freund aller Kinder mache, wer ihn das gelehrt habe?

„Das hat mir Gott geschenkt,“ antwortete er.

Rifa stand auf und machte Feuer in der Maschine an. Sie mußte etwas zu schaffen haben, damit sie nicht in Versuchung kam, ihm das Kind weg zu reißen, um gleich selber bei ihm zu sein. Er hatte es leichter als sie, er hatte das Kind, das wie ein Engel Wache bei ihm hielt, indessen sie sich allein zusammenhalten mußte. Es war wie immer, mußte sie denken, er ließ sich den Weg leicht machen und fragte nicht, ob andere dafür über Dornen gingen.

Sie machte den Tisch mit Brot, Butter und Milch zurecht, holte Tassen heran und brühte einen köstlich duftenden Kaffee auf. Dann rief sie ihn, und als er sich über ihr Tun wunderte, sagte sie lächelnd, sie wollten es halten wie damals, daß er ihr Gast sei, er möge zugreifen, es sei ein sauberes Brot, welches sie heute gebacken habe. Es war bitter für sie, zu denken, daß er ihr Gast am Tische war, während er das Kind noch auf dem Arm hielt, welches ihm gleich, so daß ihr einfallen mußte, sie säßen wie eine kleine glückliche Familie in ihrem Hause im frühen Schatten der runden Berge.

Draußen fing der Tag an zu grauen, da mußte sie ihn erinnern, daß er als heimlicher Gast bei ihr war und daß er ungesehen an den Nachbarhäusern vorbei müsse. Sie hätte ihn halten mögen mit ihren Armen fest wie Stricke und mußte inwendig doch noch mehr Kraft haben, indem sie ihre Arme an sich hielt. „Es ist nicht für dich,“ sprach sie sich Kraft zu. „Was läge an dir? Es ist für dein Kind und für Martha Driewer ihr Glück.“

Sie nahm ihm das Kind ab und brachte ihn unter die Tür. Als er draußen den Tag sah, fiel ihm ein, mit welchen Wünschen ihn die Nacht in dieses Haus gebracht hatte. „Nika, ich weiß nicht, soll ich dir böse sein, weil du mich genarrt hast, oder soll ich dir danken?“

„Du bist mir heute so wenig schuldig gewesen wie je,“ antwortete das Mädchen, „was ich tat, tat ich für mein Kind und für Martha. Gehe heim und danke nur deiner Frau, daß sie dir Nika mitgegeben hat, sage ihr, Nika habe dich bewahrt und schicke dich ihr zurück.“

Sie schob ihn durch die Tür und schloß sie hinter ihm. In der Kammer legte sie ihr Kind in das große Bett, das sie mit ihm teilte, deckte es zu und wartete, bis es einschlief. Dann kniete sie vor dem Bett nieder und weinte in die Kissen. Sie weinte wie vor Übermüdung, wie vor Einsamkeit. Sie mußte sich noch einmal ausweinen um alles, was sie vor zwei Jahren beweint hatte: darum, daß sie als Mädchen in das Leben gestellt war und daß es doch von ihr gefordert wurde, geistig stärker als ein Mann zu sein, stärker als ein Wilhelm Driewer. Sie weinte noch einmal wie aus Kummer darum, daß sie ihn lieben mußte, ihm alles geben zu müssen, um wenig wieder zu haben, nicht einmal das an ihm zu sehen, was einen Mann der Frau liebenswert macht: Stärke und Mannesstat. Sie weinte endlich darum, daß sie all das Geringe von ihm dachte, von ihm, der gut wie keiner neben ihm war, weil ein Kind Gewalt über ihn hatte. Sie streichelte ihren schlafenden Knaben und dachte: „Ich wußte es, daß keine Sünde über ihn kommen konnte, wenn ich ihm das Kind brachte.“ Und dann dankte sie Gott, dankte ihm für die Kraft, die er ihr gegeben hatte, ihm das Kind heranzutragen.

Sie schloß in dieser Nacht mit ihrer Liebe ab. War er damals von ihr gegangen, so hatte sie noch an ihm hängen müssen, weil sie sich nicht von ihm hatte lösen können. Heute hatte sie die Kraft gehabt, ihn von sich weg zu schicken, und einmal gesiegt über sich selbst war sie sich ihres Sieges für immer

gewiß. Eine ruhige Freude kam über sie, daß sie nun des Glaubens wert war, den die ehrliche Base Martha auf sie haute, daß sie ihre Geschenke nehmen und behalten durfte, ohne sich arm zu fühlen, weil sie in dieser Nacht reich gewesen war, indem sie wiederschenken konnte. Sie stand auf, trocknete ihr Gesicht ab, entkleidete sich und legte sich zu ihrem Kinde in das Bett. Sie schlang ihren Arm um den kleinen Knaben, und glücklich, wie Martha Driewer wohl ihrem Manne ein Kind versprach versprach sie ihrem Kinde einen Vater. —

Die junge Frau Martha Driewer erwartete mit der Morgendämmerung ihren Mann. Auch sie hatte es in dieser Nacht nicht leicht gehabt, aber nun war sie wie Nika siegesfroh, und als ihr Mann heim kam, zeigte sie ihm sein Kind, das sie für ihn geboren hatte.

Wilhelm Driewer sank vor dem Bett der Frau nieder und brachte kein Wort heraus, weil das Glück wie ein goldener Berg über ihn fiel. Sie legte die Hand auf seinen Kopf und überließ ihn für eine Weile seiner Freude. Dann fragte sie: „War es gut, daß Nika mit war?“

„Ja,“ antwortete er.

Das Wort zog ihr schwer durch die erschlafften Glieder, doch sie faßte sich und fragte weiter: „Hat Nika es dir um die rechte Stunde gesagt, daß ich heute nacht mit dem Kinde niederkam?“

„Nein,“ antwortete Wilhelm Driewer.

Frau Martha mußte die Augen schließen, um nachzudenken, mit welchem Wort Nika ihren Mann im Zaum gehalten haben mochte, aber sie besann sich in ihrer Schwäche nicht, lächelte und öffnete die Augen wieder, um ihn mit dem glücklichsten Ausdruck anzusehen. Sie stäubte gedankenlos, und nur wie gewöhnt, immer um ihren Mann tätig zu sein, ein paar graue Heufäden von seinem Anzug.

„Jetzt haben wir ein Kind, Wilhelm,“ sagte sie. „Nun wird unser ganzes Leben schön und groß. Du hast doch die Kinder gern, freust du dich aber nicht mehr an deinem eigenen als an allen fremden zusammen?“

„Ja,“ antwortete er. „Und ich will es wert sein, das Kind, das verspreche ich dir heute nacht, Martha.“

Frau Martha glaubte, sie habe ihren Mann heute nacht gewonnen, wie in einer Bude, wo ein Glücksrad läuft, und wo man aufschlägt und gewinnt, oder Nika habe für sie aufgeschlagen und für sie gewonnen. Es war eine glückliche Nacht, nun, wo alle Mühsal vorbei war, nach der man nicht mehr fragt, wenn sie überstanden ist.

Wilhelm Driewer dachte, wie wunderbar und wie von selber sich doch sein Leben zum Guten füge: auf ein Haar, und er wäre dieser Frau und seines Kindes nicht wert gewesen. Er fühlte, daß sein Inneres heute nacht eine Wendung erfahren hatte. Er erhob sich und stand stolz wie ein Held vor dem Bett seiner Frau, in seinem glücklichen Sinn nicht bedenkend, daß er das, was er war, nicht aus sich selber hatte, sondern daß es ihm verliehen worden war

durch Frauenliebe und Mädchenkraft und durch Kindesmacht. Und um aller Liebe willen, die über ihm wachte, mußte es geschehen, daß er als Held vor den Stärkeren her die Geschichte einer Tierschaunacht nach seinem Namen nennen ließ.

Er nahm sein Kind auf den Arm, und wie er es betrachtete, schwor er, daß ihn nichts mehr von Weib und Kind trennen sollte. Er hatte heute nacht an Nikas Knaben gut gemacht, was er ihm schuldete: er hatte Nika gelassen, weil der Knabe den Vater haben sollte. Aber kein Kind sollte fortan einen Vater haben wie Marthas Kind und seines, Wilhelm Driewers, des Kinderfreundes.

Draußen kam die Sonne über die Egge und lachte warm in das glückliche kleine Tal zwischen den Bergen. Da schraubte Wilhelm Driewer das Licht in der Kammer aus, das genugsam durch die Nacht geleuchtet und gewacht hatte.



Mozart, Österreich und wir

Von Fritz Reck-Malleczewen



aß Mozart für Salzburg ein Mittel zur Hebung des Fremdenverkehrs geworden ist, wie die angebliche Gemütlichkeit für Wien, das alles hat mich nicht verstimmt. Ich schlage auch vor Weimarer Schaufenstern grundsätzlich die Augen nieder und bin also mit leidlicher Gelassenheit durch die Reihen der Bierkrüge, Vasen und Spazierstöcke gegangen, die man mit Mozarts Haupt schmückt. Vor Mozarts Geburtshaus, dachte ich mir, hört der Galanteriewarenhandel ja wohl auf.

Daß unten in den Gewölben des alten gotischen Hauses Herr Scio ein Kaffeegeschäft betreibt, daß in den übrigen Geschossen kleines Volk wohnt, lasse ich mir auch noch gefallen. Ich liebe nicht „Museen“, in denen statt der Lebenden die Philologen eingezogen sind. Daß Herr Scio seinen Kaffeeladen „Zum Mozart“ nennt, war mir schon peinlicher; immerhin: ich freute mich, daß über die uralten Steintreppen, die, ach, schon von Jahrhunderten zu erzählen wußten, als hier ein kleiner zierlicher Kerl im bunten Rokokogewand herumkief und leider so wenig zum Spielen herunter durfte, weil man doch schon mit neun Jahren sechs Violinsonaten komponieren mußte und Konzertorgen hatte — daß also über diese uralten Steinfliesen noch immer Kinderfüße trappeln und jedes Jahr noch armes Volk seine Kinder zur Taufe oder zu Grabe trägt, wie einst Leopold Mozart seine sechs Erstgeborenen — das alles hat mich gefreut.